

PETER WALTER · FREIBURG IM BREISGAU

## UNIVERSITÄT UND THEOLOGIE IM MITTELALTER<sup>1</sup>

Die einen verbinden mit dem im italienischen Frühhumanismus aus einer gewissen terminologischen Verlegenheit heraus entstandenen Begriff Mittelalter (*media aetas*) die Vorstellung des Niedergangs und Verfalls bzw. einer finsternen, unaufgeklärten Epoche und warnen bei bestimmten Gelegenheiten davor, dorthin zurückzukehren, die anderen, vor allem konservative Kreise innerhalb der römisch-katholischen Kirche oder eher überkonfessionelle postmoderne Strömungen wie die «Radical Orthodoxy», idealisieren diese Zeit als die Hochzeit des christlichen Abendlands, in der zwischen Glaube und Vernunft eine im Spätmittelalter zerfallende und in der Neuzeit endgültig zerbrochene Harmonie herrschte, und wünschen sich diese wieder herbei. Weder die einseitig negative noch die einseitig positive Wertung wird dieser Epoche gerecht. Das Mittelalter ist eine ungemein spannungsgeladene Zeit mit Licht- und Schattenseiten wie jede andere auch. Zu ihren Errungenschaften gehört ohne Zweifel die Institution der Universität, die im Europa des 12. Jahrhunderts ihren Anfang nahm und – trotz aller Wandlungen und Veränderungen im Lauf der Geschichte – bis heute präsent ist.

### *Die Entstehung der Universität im Mittelalter*

Mit der Universität bildete sich im europäischen Mittelalter eine Form höheren Unterrichts heraus, für die es vorher und andernorts kaum Parallelen gibt. Die ersten Universitäten, für die sich allmählich der Begriff des *studium generale* etablierte, entwickelten sich aus am jeweiligen Ort vorhandenen Schulen, in Bologna aus den dortigen, von einzelnen Juristen privat betriebenen Rechtsschulen und in Paris aus der Kathedralschule von Notre Dame, an der Theologie gelehrt wurde, und privaten Bildungsstätten für die *Artes*, Recht und Medizin. Der Ruf dieser Schulen zog Bildungswillige aus ganz Europa an, was die Notwendigkeit einer gewissen Organisation (Un-

*PETER WALTER, geb. 1950, Professor für Dogmatik und Direktor des Arbeitsbereichs Quellenkunde der Theologie des Mittelalters (Raimundus-Lullus-Institut) an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau.*

terbringung und Versorgung, Räume für die Lehre, Unterrichtsmaterial und die Gerichtsbarkeit bei Streitfällen und vieles andere mehr) sowie gewisser Standards für Lehre und Prüfungen mit sich brachte. Während die Initiative zur Institutionalisierung in Bologna von den Studierenden ausging, meist Männern, die sich für ein Amt, das sie teilweise schon innehatten, juristisch qualifizieren wollten, waren es in Paris die Lehrenden, die einer möglichen oder tatsächlichen Konfusion der Lehre durch Zusammenschlüsse und Regeln begegnen wollten. Diese beiden unterschiedlichen Typen, Universitäten als Zusammenschlüsse von Studierenden, die ihre Lehrer anstellten und besoldeten, oder als solche von Lehrenden, die die Studierenden zuließen, wurden für alle folgenden Gründungen maßgebend. Die ersten *studia generalia* entstanden gleichsam von unten und wurden anschließend durch eine überregionale Macht anerkannt. Dafür bot sich das Papsttum an, das diese Aufgabe gerne aufgriff, um seinen universalen Anspruch zu unterstreichen, das sich vor allem auch, neben den ortskirchlichen Instanzen wie den Bischöfen, für die Theologie und deren Rechtgläubigkeit als zuständig betrachtete. Weltliche Fürsten oder die Städte, in denen Universitäten angesiedelt waren, schalteten sich ebenfalls ein. Für die Durchsetzung der Universitätsidee war nicht nur die Tatsache entscheidend, dass die Mitglieder der Gemeinschaft aus Lehrenden und Lernenden (*universitas magistrorum et scholarium*) sich universal rekrutierten, sondern auch, dass die hier erworbenen akademischen Grade überall Geltung erhielten. Auch hierfür bewährte sich der universalkirchliche Einfluss des Papsttums. Es nimmt nicht wunder, dass die zur gleichen Zeit wie die ersten Universitäten entstehenden, ebenfalls zentral geleiteten und in der damals bekannten Welt agierenden Bettelorden der Dominikaner, Franziskaner und Augustinereremiten, nachdem sie die Universität als eines ihrer Aufgabengebiete entdeckt hatten und dort zugelassen worden waren, zu tragenden Säulen dieser Institution wurden.

Die ersten Universitäten hatten eindeutige Schwerpunkte: War es in Bologna die Jurisprudenz, so in Paris die Theologie, in beiden Fällen verbunden mit den *Artes liberales*, die die Bildungsvoraussetzungen für ein höheres Studium vermittelten. Aus den in Montpellier bereits im 12. Jahrhundert angesiedelten Medizinschulen entstand eine angesehene Medizinuniversität. Vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, ab der die Einrichtung von theologischen Fakultäten zum universitären Standard gehörte, gab es eine solche nur in Paris sowie in den nach dessen Muster organisierten Universitäten Oxford und Cambridge. Während in Südeuropa nach dem Vorbild von Bologna die Konzentration auf eine Fakultät mit den notwendigen propädeutischen Fächern die Regel blieb, bildete sich in

Nordeuropa ein Universitätstyp heraus, der vier Fakultäten umfasste: die «niedere», weil vorbereitende, der *Artes* und die «höheren» der Theologie, Jurisprudenz und Medizin.

### *Die Theologie an der Universität*

Mit der Institutionalisierung der Universität als Ort methodisch reflektierter und von einer Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden öffentlich betriebener Reflexion über die Wirklichkeit hat im Mittelalter auch für die Theologie eine neue, bis in die Gegenwart andauernde Phase ihrer Geschichte begonnen. Nicht dass es vorher keine Theologie und keine Orte gegeben hätte, an denen diese gepflegt wurde. An den Kloster- oder Kathedralschulen wurde bereits das betrieben, was die Universitäten übernahmen, eine formale Schulung entsprechend dem spätantiken Wissenschaftsideal des *Trivium* aus Grammatik, Dialektik und Rhetorik, d.h. aus dem grammatisch korrekten, den Gesetzen der Logik folgenden und argumentativ schlagkräftig eingesetzten Lateinischen als Gelehrtensprache, und der Erwerb einer Allgemeinbildung, die für das Verständnis der Heiligen Schrift notwendig war. An den Schulen wurden auch bereits die Konflikte ausgetragen, die aus der Anwendung dieser methodischen Regeln auf die Materie der Theologie, die Heilige Schrift, entstanden. Der Streit entzündete sich immer wieder an der Frage der Legitimität des Gebrauches der Dialektik in der Theologie. So standen sich etwa in der Mitte des 11. Jahrhunderts die beiden aus der Schule von Chartres hervorgegangenen Theologen Berengar († 1088), der in Tours eine Schule betrieb, und Lanfrank († 1089), der im Kloster Bec in der Normandie lehrte, bevor er hier Abt und später Erzbischof von Canterbury wurde, in der Frage der Eucharistielehre gegenüber. Während ersterer mit Hilfe der Dialektik die aus der Heiligen Schrift in das Hochgebet der Messe übernommenen Worte über Brot und Wein zu verstehen suchte, lehnte letzterer diesen Gebrauch strikt ab, um sich allein an die Autorität der Schriftworte zu klammern. Berengar wurde mehrfach kirchlich verurteilt und ging in die Geschichte des Eucharistietraktates als «Symbolist» ein, was man heute allerdings differenzierter betrachtet. Die Auseinandersetzung trug mit dazu bei, die Auffassung von der «Transsubstantiation» zu entwickeln, die die Eucharistieproblematik keineswegs ausschließlich unter Rekurs auf die Heilige Schrift, sondern mit Hilfe aristotelischer Kategorien wie Substanz und Akzidenzien zu klären unternahm. Im darauffolgenden Jahrhundert standen sich der ebenso geniale und scharfsinnige wie unruhige Petrus Abaelard (1079–1142) und der feinsinnige Mystiker und

wortgewaltige Kirchenpolitiker Bernhard von Clairvaux (1090–1153) gegenüber, der die kirchliche Verurteilung Abaelards erreichte. Während dieser die Dialektik einsetzte, um widerstreitende Aussagen der Bibel und der Kirchenväter zu versöhnen, sah Bernhard allein schon im Aufspüren und Zusammenstellen solcher Widersprüche eine Erschütterung der Autorität und eine Förderung des Zweifels. Auf lange Sicht jedoch hat sich die dialektische Methode bewährt. Auf dem Prinzip des Zusammentragens unterschiedlicher, teilweise gar widersprüchlicher Aussagen von Autoritäten, um sie systematisch zu untersuchen und auf ihre Geltung hin zu befragen, beruhen die epochemachenden Werke, die sowohl für das Studium der Theologie wie des Kirchenrechts über Jahrhunderte hinweg die Basis bildeten: die *Quatuor libri sententiarum* des in Paris zunächst als Theologe und schließlich als Bischof wirkenden Petrus Lombardus († 1160) und die *Concordantia discordantium canonum*, die der Bologneser Kanonist Gratian, der als Person vollständig hinter seinem Werk zurücktritt, vor 1140 verfasste. Während die «Sentenzen» bis ins 16. Jahrhundert neben der Bibel das maßgebliche theologische Lehrbuch blieben und erst dann durch die *Summa theologiae* des Thomas von Aquin (1225–1274) abgelöst wurden, bildete das in das *Corpus iuris canonici* integrierte *Decretum Gratiani* auch weiterhin die Grundlage des kanonistischen Unterrichts. Beide stammen noch aus der Zeit vor dem Entstehen der ersten Universitäten, wurden dort aber dankbar rezipiert.

### *Die Bedeutung der Aristotelesrezeption für die Theologie*

Einen entscheidenden Schub erhielt die Entwicklung einer wissenschaftlichen Theologie durch die Rezeption des Corpus Aristotelicum seit dem 12. Jahrhundert, nicht nur der für das *Trivium* maßgeblichen logischen Schriften, die man in der Übersetzung des Boëthius († 524) seit dem 11. Jahrhundert gebrauchte. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts stand das gesamte, sei es aus dem Arabischen, sei es aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, Werk des Aristoteles den unterschiedlichen, an den neu entstandenen Universitäten betriebenen Wissenschaften zur Verfügung. Zentrum der Aristotelesrezeption und zugleich der Ort, an dem die entscheidenden Kämpfe darum ausgetragen wurden, war die Universität Paris, genauer deren Artistenfakultät. Trotz mehrerer Verbote vor allem naturphilosophischer und metaphysischer Schriften des Aristoteles nahm die Fakultät das gesamte aristotelische Schrifttum 1255 in ihr Lehrprogramm auf, was auch von anderen Universitäten übernommen wurde und zu einer Vereinheitlichung der in diesen Bildungseinrichtungen gepflegten Wissenschaftssprache beitrug. Wie

auch das arabische und jüdische Denken, die sich den Aristotelismus bereits vor dem christlichen anverwandelt hatten, rezipierte letzteres diesen in eklektischer Weise und reichernte ihn um (neu)platonische Elemente an.

Aristoteles wurde für das mittelalterliche Denken sowohl im Hinblick auf die Etablierung einer einheitlichen Terminologie als auch für das Wissenschaftsverständnis insgesamt maßgebend. Wollte Theologie als im Rahmen einer Universität angesiedelte Wissenschaft verstanden werden, dann hatte sie sich am aristotelischen Wissenschaftsideal zu orientieren bzw. damit auseinanderzusetzen. Aristoteles verstand unter Wissenschaft ein Verfahren, das aus einsichtigen Prinzipien schlussfolgernd wahres und notwendiges Wissen gewinnt.

Kann die Theologie, die nicht von evidenten Prinzipien, sondern von Glaubensaussagen ausgeht, überhaupt in diesem Sinn als Wissenschaft verstanden werden? Die Theologen gaben auf diese Frage unterschiedliche Antworten. Nach Thomas von Aquin kann die Theologie durchaus als Wissenschaft gelten, da sie Prinzipien hat und rational aus ihnen Schlussfolgerungen zieht. Das Problem, dass ihre Prinzipien nicht wie bei anderen Wissenschaften aus sich heraus einsichtig, sondern durch den Glauben vorgegeben sind, versucht er zu lösen, indem er die Theologie nach dem Modell einer untergeordneten Wissenschaft (*scientia subalternata*) versteht. Sie ist keine Wissenschaft im ursprünglichen Sinn wie die Arithmetik oder die Geometrie, deren Prinzipien auf Grund des natürlichen Lichts der Vernunft unmittelbar eingesehen werden. Sie gleicht der Musik oder der Optik, die ihre Prinzipien jeweils von den beiden erstgenannten Wissenschaften übernehmen und deshalb als Wissenschaften im abgeleiteten Sinn gelten. Die Theologie hat gleichfalls Prinzipien, die Glaubensartikel, die zwar nicht für die menschliche Vernunft, wohl aber für Gott und die Seligen evident sind, sie gehören zur *scientia Dei et beatorum*. Insofern sie von diesen Prinzipien ausgeht, in die Gott durch Offenbarung Einblick gewährt, erfüllt die Theologie nach Thomas durchaus die Bedingungen, um als Wissenschaft gelten zu können. Aufgrund dieser Basis im Wissen Gottes ist die Theologie als Wissenschaft allen anderen Wissenschaften voraus und hat einen größeren Gewissheitsgrad als diese. Die Aufgabe der Theologie ist eine zweifache: Zum einen gewinnt sie, schlussfolgernd aus diesen Prinzipien, Einsicht in die Glaubensartikel, zum anderen vermag sie die gegen diese vorgebrachten Argumente aufzulösen bzw. zu widerlegen. Thomas kennt darüber hinaus auch die Fähigkeit der Vernunft, ohne Rückgriff auf die Glaubensartikel, allein im natürlichen Licht der Vernunft (*lumen naturale*) Wahrheiten über Gott wie seine Existenz und seine Wesensattribute (Einheit, Güte usw.) zu beweisen. Diese Theologie ist aber nicht die spezifisch christliche, die

auf der Offenbarung aufrucht, sondern eine metaphysische, wie sie bereits Aristoteles betrieben hat, der das, was man später Metaphysik nannte, als «Theologie» bezeichnet hat. Philosophische und auf Offenbarung basierende Theologie unterscheiden sich nicht hinsichtlich des Gegenstandes, Gott, sondern hinsichtlich der Perspektive (*ratio*), aus der sie betrieben werden: erstere im natürlichen Licht der Vernunft, letztere im Licht des Glaubens. Thomas sieht beide Erkenntnisweisen in Harmonie zueinander, die Offenbarungstheologie setzt die philosophische Theologie als *praeambula fidei* voraus, sie ersetzt sie nicht, sondern vollendet sie, etwa dadurch, dass das aus sich nicht einsehbare Wesen Gottes aufgrund der Offenbarung als dreieines erkannt wird.

Das thomanische Harmoniemodell hatte jedoch nur so lange Bestand, als seine Aristotelesinterpretation nicht in Frage gestellt wurde. Dies geschah noch zu seinen Lebzeiten an der Artistenfakultät zu Paris, wo Magister wie Siger von Brabant († vor 1284) und Boëthius von Dacien († vor 1284) nach dem genuinen und nicht nach dem theologisch gewendeten Aristoteles fragten und sich dabei an dem maßgeblichen arabischen Aristoteles-Komentator Averroës (1126–1198) orientierten. Sie vertraten als philosophische Einsichten die aristotelischen Auffassungen von der Ewigkeit der Welt und der Einheit der Vernunft, die sich mit der christlichen Schöpfungslehre und Eschatologie nicht vertrugen. Der früher für diese Strömung gebräuchliche zusammenfassende Begriff «(lateinischer) Averroismus» trifft die Sache weniger als der heute favorisierte «(radikaler) Aristotelismus». Dieser wurde 1270 und erneut 1277 gemäß dem damals in der Kirche geübten Prinzip der Subsidiarität von dem zuständigen Bischof von Paris, Stephan Tempier, verurteilt. Dessen Verdikt scheint dabei auch vor Thomas nicht Halt gemacht zu haben, und dies obwohl Thomas sich gegen die «Averroisten» gewandt hatte; jedenfalls hat man es im Vorfeld seiner Heiligsprechung im Jahre 1325 so empfunden. Die Pariser Artisten haben keineswegs eine doppelte Wahrheit vertreten, wie ihnen der Bischof im Prolog seiner Verurteilung vorwarf und wie man lange in historischen Darstellungen behauptete, sondern auf die Autonomie der Metaphysik gegenüber der Offenbarungstheologie insistiert.

Der Konflikt drehte sich letztlich um den Wissenschaftsstatus der Theologie. Muss sie sich einem allgemein anerkannten Wissenschaftsverständnis unterordnen, und sei es auch mittels des Kunstgriffs einer *scientia subalternata*, oder kann sie auf ihrer Eigenständigkeit bestehen? Man kann die Verurteilung von 1277 auch als Versuch interpretieren, die Eigenständigkeit der Theologie als Wissenschaft herauszustellen, indem der Anspruch der Aristoteliker auf die Definitionshoheit, was denn Wissenschaft sei, in die

Schranken gewiesen wird. Dann würde sie in die Zukunft weisen und wäre keineswegs als Beweis für das «finstere Mittelalter» geeignet, in dem die Kirche jeden Fortschritt verhindert habe.

### *Die Eigenständigkeit der Theologie*

Im Unterschied zu Thomas haben die führenden Denker aus dem Franziskanerorden seiner und der folgenden Zeit die Subsumierung der Theologie unter das aristotelische Wissenschaftsideal kritisch betrachtet oder ausdrücklich abgelehnt. Bonaventura († 1274), der zeitgleich mit Thomas an der Pariser Universität Theologie lehrte, stieg bald zum Ordensgeneral auf, dem vor allem die Pflege des Gedächtnisses des Gründers Franziskus am Herzen lag, und wurde später Kurienkardinal. Ihn als Antiaristoteliker zu bezeichnen, ginge sicher zu weit. Ein solcher war ohne Zweifel sein Schüler Petrus Johannes Olivi († 1296), der sich im Armutsstreit als Verfechter radikalen Besitzverzichtes engagierte. Anders als dieser hat Bonaventura durchaus den aristotelischen Grundsatz übernommen, dass die Erkenntnis bei der Sinneswahrnehmung einzusetzen habe, diesen aber mit der augustinischen Auffassung einer göttlichen Erleuchtung verbunden, welche es dem denkenden Menschen ermögliche, auf dem Weg mystischer Erkenntnis zur seligen Schau Gottes aufzusteigen. Gleichfalls im Anschluss an Augustin wertete er die Kategorie der Relation, die in der aristotelischen Kategorientafel an unterer Stelle rangiert, auf und deutete das Seiende nicht als Selbständiges, sondern als durch den Bezug zum Schöpfer Bestimmtes. Auch wenn die Philosophie für ihn mehr ist als Propädeutik der Theologie und eine gewisse selbständige Funktion hat, so ist sie dieser doch eindeutig nachgeordnet.

Für Johannes Duns Scotus († 1308), dem nur ein relativ kurzes Wirken an den Universitäten Paris und Oxford sowie am Ordensstudium in Köln beschieden war, unterscheiden sich Theologie und Metaphysik wie *scientia practica* und *scientia theoretica*. Sie bilden zwei unterschiedliche Ausprägungen von Wissenschaft. Grund für diese Unterscheidung ist die Tatsache, dass die Theologie es nicht wie die Metaphysik ausschließlich mit dem überzeitlich Allgemeinen, sondern vor allem mit dem geschichtlich Konkreten und Einmaligen zu tun hat, wie es die Heilige Schrift bezeugt. Vor diesem Hintergrund ist auch die vor allem von Wilhelm von Ockham († 1347) geprägte Unterscheidung zwischen der Allmacht Gottes als absolute (*potentia Dei absoluta*) und geordnete (*potentia Dei ordinata*) zu sehen. Dabei geht es keineswegs um das Denken eines in seiner absoluten Allmacht gerade-

zu unheimlichen «Willkürgottes», sondern um das Bedenken der Freiheit Gottes und damit letztlich um die Eigenständigkeit der Letztere reflektierenden Theologie. Die franziskanische Richtung eröffnete aber nicht nur der Theologie, sondern auch den übrigen Wissenschaften neue Perspektiven und befreite sie von einem Denken in Notwendigkeiten («Nezessitarismus»). In der Metaphysik stand nicht mehr nur das notwendige Seiende im Vordergrund, sondern das mögliche, das kontingente. Dadurch wurden auch in der Naturphilosophie und in den Naturwissenschaften neue Möglichkeiten entdeckt. Die Betonung der Eigenständigkeit der Theologie, wofür man teilweise auch bereit war, den (aristotelisch verstandenen) Wissenschaftsstatus dranzugeben, hatte die Freisetzung der übrigen Wissenschaften zur Folge.

Wilhelm von Ockham ist keineswegs das «Enfant terrible», als das man ihn lange stilisiert hat und auch heute in gewissen Kreisen hinstellt, mit dem die mittelalterliche Harmonie zwischen Wissen und Glauben zerbrochen sei. Diese Harmonie ist doch eher ein Ideal, um nicht zu sagen eine Fiktion. Erreichbar ist sie wohl nur per Dekret und nicht auf dem Weg, wie Wissenschaft damals wie heute funktioniert, durch den freien Austausch der am wissenschaftlichen Gespräch Beteiligten im Angesicht von und mit einer kritischen Öffentlichkeit. Ockham musste bei den Verteidigern der thomanischen Position, wie dem Oxforder Dominikaner und Universitätskanzler Johannes Lutterell († 1338), auf heftigen Widerstand stoßen. Dieser verlor zwar über dem Streit seinen Posten, weil die übrigen Magister mehrheitlich zu dem Kritisierten hielten, verlagerte die Auseinandersetzung aber 1324 durch Anzeige an die päpstliche Kurie in Avignon, wo er bei dem anschließenden Prozess gegen Ockham gutachtete. Letzterer entzog sich dem Verfahren nach vier Jahren schließlich zusammen mit seinem wegen des Armutsstreites in Avignon vorgeladenen Ordensgeneral und suchte und erhielt Zuflucht am Hof des zuverlässigen Papstgegners und Beschützers aller von diesem Gemaßregelten, des seinerseits exkommunizierten Kaisers Ludwig des Bayern (1314–1347). In Avignon traf er übrigens den aus ähnlichen Gründen gleichfalls dort angeklagten Dominikanertheologen Meister Eckhart († 1328), dessen Lehre posthum verurteilt wurde. Das gleiche Schicksal scheint allerdings zu keiner Annäherung zwischen den beiden inkriminierten Theologen geführt zu haben.

Die Auseinandersetzungen um die richtige Aristotelesinterpretation führten an den Universitäten des 14. und 15. Jahrhunderts zum Streit zwischen den beiden Möglichkeiten der Aristotelesauslegung, die als «Wege» bezeichnet wurden. Während die einen sich bei der Interpretation des Aristoteles auf zeitgenössische Autoren (*moderni*), wie Ockham oder den Grün-

dungsrektor der Universität Heidelberg, Marsilius von Inghen († 1396), stützten (*via moderna*), orientierten sich die anderen, die etwa in Köln das Sagen hatten, an älteren Auslegern (*antiqui*) wie Thomas von Aquin, Albertus Magnus († 1280) oder Duns Scotus (*via antiqua*). Während letztere die dabei zutage tretenden Widersprüche zwischen den Aussagen des antiken Philosophen und dem christlichen Glauben durch Interpretation zu harmonisieren suchten, pochten erstere auf den Literalsinn der aristotelischen Schriften und nahmen eine Unvereinbarkeit zwischen Philosophie und Theologie in Kauf. Das Problem war wissenschaftsintern letztlich nicht zu lösen, weshalb man – gleichsam im Vorgriff auf den Augsburger Religionsfrieden von 1555 – per Beschluss der einzelnen Körperschaft oder per Dekret der zuständigen Autorität die Zugehörigkeit einer Universität zu einem der Wege festlegte oder regelte, wenn denn schon beide Richtungen vorhanden waren, dass sie in unterschiedlichen Einrichtungen nebeneinander her betrieben wurden.

Auf lange Sicht begünstigten die Auseinandersetzungen um den «Weg» in Philosophie und Theologie eine Schiedsstelle, als die sich das Papsttum anbot, das ja bereits als global agierende Instanz bei der Gründung oder Anerkennung der Universitäten maßgeblich beteiligt war und das die sich ihm bietende Möglichkeit zum Ausbau seiner Ansprüche tatkräftig nutzte. Auf lange Sicht hat es den Thomismus gefördert, auch wenn immer wieder davon die Rede war, dass keine der philosophisch-theologischen Schulen und Traditionen bevorzugt werden sollte. Doch seit dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts hat die *Summa theologiae* des Thomas von Aquin ausgehend von der Hochburg der *via antiqua* Köln ihren Siegeszug durch die Universitäten angetreten. Waren es zunächst Dominikaner, die ihren Mitbruder favorisierten, haben seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Jesuiten, die bis zur Aufhebung des Ordens 1773 mehr oder weniger das katholische Bildungswesen beherrschten, die Orientierung an Thomas auf ihre Fahnen geschrieben. Freilich war diese nicht so sklavisch, wie gerade der «Gnadenstreit» an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert zeigt, in dem die Jesuiten eine offenere, die neuzeitliche Freiheitsdiskussion aufnehmende Position vertraten als die auf die Thomasexegese festgelegten Dominikaner.

Die an der mittelalterlichen Universität betriebene Theologie hatte bei aller methodischen Strenge etwas Spielerisches und sie konnte sich dieses leisten, weil sie nicht primär auf Wissensvermittlung im Sinne einer Ausbildung hin ausgerichtet war. Theologie wurde nicht hauptsächlich im Hinblick auf einen kirchlichen Beruf studiert, sondern um ihrer selbst willen. Die einfachen Priester auf dem Land, die das Gros des geistlichen Standes bildeten, hatten keine höhere Ausbildung. Sie verfügten lediglich über die Fertigkeiten, die sie für ihre Tätigkeit, das Messelesen und die Spendung der

Sakramente, brauchten. Der gebildete Priester, wie er etwa in bedeutenderen städtischen Pfarreien zum Einsatz kam und dort eine wirkliche Seelsorge betrieb, die das Predigen einschloss, erwarb seine Bildung weniger durch das Studium der Theologie als das der *Artes liberales*. Die Mitarbeiter der kirchlichen Verwaltung bis in die Spitze des Bischofsamtes hinein hatten, wenn sie überhaupt über akademische Erfahrungen verfügten, ein kanonisches oder juristisches Studium absolviert, ein theologisches war für eine kirchliche Karriere nicht notwendig. Lediglich in den Orden, vor allem den Bettelorden, gab es eine breitere theologische Bildung. Dass die Theologie um ihrer selbst und dann auch mit einer gewissen selbstverliebten Lust an der Diskussion und der dafür notwendigen Zuspitzung betrieben wurde, war den Kritikern immer ein Dorn im Auge. Sie bemängelten von Bernhard von Clairvaux im 12. bis zu Erasmus von Rotterdam († 1536) im 16. Jahrhundert die Spitzfindigkeiten, die im Rahmen der Universitätstheologie ausgebrütet wurden. Eine philosophisch-theologische Ausbildung für das Seelsorgepersonal wurde erst seit dem 16. Jahrhundert, wiederum durch das Wirken der Jesuiten, und in Konkurrenz zu den evangelischen Hochschulen zum Standard.

### *Und heute?*

Angesichts der gegenwärtigen Umbruchsituation erscheint der Blick zurück ins Mittelalter durchaus lehrreich zu sein. Er zeigt zum einen, dass die Universität in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz ebenso ein in ständigem Umbau befindliches Haus war wie heute, und zum anderen, dass die Theologie darin vielleicht einen unangefochtenen Platz hatte als gegenwärtig, dass sie aber selber um ihren Status als Wissenschaft ringen musste und rang. Auch angesichts der Tatsache, dass heute die Naturwissenschaften einseitig zu bestimmen scheinen, was als Wissenschaft zu gelten hat, mag ein Blick auf die Anfangszeiten der Universität und deren Auseinandersetzung um den Wissenschaftscharakter der einzelnen Disziplinen hilfreich sein. Auch damals wurde versucht, ein Paradigma, das aristotelische, absolut zu setzen. Es ist gerade die Theologie gewesen, die dieses gesprengt hat und dadurch auch den anderen Wissenschaften, nicht zuletzt den Naturwissenschaften, einen größeren Freiraum eröffnet hat. Dass sie bzw. das kirchliche Lehramt dann aber auch wieder versucht hat, diesen mit Berufung auf wirkliche oder angebliche Offenbarungswahrheit einzuschränken, steht auf einem anderen Blatt. Die mittelalterliche Universität war keineswegs ein Hort der großen Selbstverständlichkeiten und der Beharrung. Man gewinnt

vielmehr den Eindruck einer ungeheuren Dynamik. Diese gründet letztlich damals wie heute in der Unabgeschlossenheit und Unabschließbarkeit des wissenschaftlichen Fragens. Man möchte den heutigen Universitäten gerne etwas weniger Aufgeregtheit und Umtriebigkeit, dafür mehr Ruhe und Zeit für diese ihre Grundaufgabe wünschen. Die wissenschaftliche Tätigkeit wäre spannend genug. Die Theologie könnte und sollte damals wie heute einen unverwechselbaren Beitrag leisten, indem sie Fragen wie die nach der Wahrheit thematisiert, die Gefahr laufen, über der Geschäftigkeit des Universitätsbetriebs ins Hintertreffen zu geraten.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Dieser Beitrag erschien ursprünglich in etwas erweiterter Form in: Helmut HOPING (Hg.), *Universität ohne Gott? Theologie im Haus der Wissenschaften*, Freiburg – Basel – Wien 2007, 18–32. Weitere Literaturhinweise: Ulrich KÖPF, *Die Anfänge der theologischen Wissenschaftstheorie im 13. Jahrhundert* (Beiträge zur historischen Theologie 49), Tübingen 1974. Berndt HAMM, *Frömmigkeitstheologie am Anfang des 16. Jahrhunderts. Studien zu Johannes von Paltz und seinem Umkreis* (Beiträge zur historischen Theologie 65), Tübingen 1982. Walter RÜEGG (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1: Mittelalter*, München 1993. Peter SCHULTHESS – Ruedi IMBACH, *Die Philosophie im lateinischen Mittelalter. Ein Handbuch mit einem bio-bibliographischen Repertorium*, Zürich – Düsseldorf 1996. Charles H. LOHR, *Art. Theologie im lateinischen Christentum des Mittelalters*, in: Theologische Realenzyklopädie 33 (2002) 276–279. Thomas RICKLIN, *Art. Sentenzenkommentare*, in: Michael ECKERT – Eilert HERMS – Bernd Jochen HILBERATH – Eberhard JÜNGEL (Hg.), *Lexikon der theologischen Werke*, Stuttgart 2003, 656–658. Fernando Domínguez REBOIRAS, *Art. Summenkommentare*, in: Ebd., 682–686. Maarten J.F.M. HOENEN, *Via antiqua and via moderna in the Fifteenth Century. Doctrinal, Institutional and Church Political Factors in the Wegestreit*, in: Russell L. FRIEDMAN – Lauge O. NIELSEN (Hg.), *The Medieval Heritage in Early Modern Metaphysics and Moral Theory, 1400–1700* (The New Synthese Historical Library 53), Dordrecht 2003, 9–36.